Erschienen in: Eichinger, Ludwig M./Kallmeyer, Werner (Hrsg.): Standardvariation. Wie viel Variation verträgt die deutsche Sprache?. – Berlin, New York: de Gruyter, 2005. S. 279-305. (Institut für Deutsche Sprache. Jahrbuch 2004), <https://doi.org/10.1515/9783110193985.278>

JÜRGEN ERICH SCHMIDT

Die deutsche Standardsprache: eine Varietät – drei Oralisierungsnormen

Abstract

Die zentrale Frage der Jahrestagung „Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache?“ wird anhand zweier enger gefasster Fragen behandelt. Die erste lautet: „Wo ist linguistisch die Grenze der Standardsprechsprache anzusetzen?“ Die zweite lautet: „Bis zu welchem Grad der Abweichung von der kodifizierten Norm beurteilen naive Hörer regionale Varianten noch als standardsprachlich?“

Die erste Frage wird im Rahmen der Theorie der Sprachdynamik expliziert und beantwortet. Konstitutiv für das interaktiv-kognitive System ‚Sprache‘ sind die Dimensionen ‚Zeitlichkeit‘ und ‚Raum‘. Jede sprachliche Interaktion vollzieht sich in der Zeit, zeitlich determiniert sind die kognitiven Reflexe der sprachlichen Interaktionen und die interindividuelle Abstimmung des sprachlichen Wissens und der sprachlichen Konventionen. Die jeweilige Verfasstheit einer Einzelsprache und ihrer Standardvarietät ergibt sich aus dem Nebeneinander von areal determinierten Mesosynchronisierungen, in denen Individuen ihr sprachliches Wissen in Situationen personellen Kontaktes abstimmen, und von Makrosynchronisierungen, mit denen sich die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft unabhängig vom personellen Kontakt an einer gemeinsamen Norm ausrichten. Die zunächst großlandschaftlichen Oralisierungsnormen (entstanden um 1700) der einen literalen Standardvarietät unterliegen seit 70 Jahren einem massiven Umwertungsprozess. In dem Maße, in dem die durch die mündlichen Massenmedien verbreiteten neuen nationalen Oralisierungsnormen des Deutschen kommunikative Präsenz erlangten, wurden die alten Prestigesprechlagen als regional begrenzt wahrgenommen und zunehmend in einem landschaftlich sehr differenziert verlaufenden Prozess abgewertet. In dem heutigen Kontinuum der verschiedenen an der literalen Norm ausgerichteten Sprechlagen kann unter Rückgriff auf den kognitiv fundierten Begriff der Vollvarietät eine klare Abgrenzung von standardsprachlichen und nichtstandardsprachlichen Sprechlagen vorgenommen werden.

Zur Beantwortung der zweiten Frage werden rezente empirische Studien vorgestellt, deren Datenbasis standardsprachlich intendierte Äußerungen ungeschulter Sprecher in authentischen Sprechsituationen sind. Die in den entsprechenden Sprachaufnahmen beobachteten Regionalismen wurden dabei 1. empirisch-linguistisch analysiert und 2. in Beurteilungstests durch naive Hörer auf ihre Übereinstimmung mit der Standardsprache hin bewertet. Das überraschende Resultat: Die Hörerbeurteilungen in verschiedenen Regionen des Deutschen stimmen sehr weitgehend mit der theoretisch hergeleiteten Abgrenzung überein.

Zum Abschluss des Beitrages wird dann eine Bestimmung der Standardsprache und ihrer Oralisierungsnormen vorgenommen werden, die einerseits der konstitutiven Zeitlichkeit und Räumlichkeit einer jeden Sprache gerecht wird und dennoch eine klare Unterscheidung der Standardvarietät von regionalsprachlichen Sprechlagen erlaubt.

1. Einleitung

Die zentrale Frage der Jahrestagung „Wie viel Variation verträgt die deutsche Standardsprache?“ lässt eine Fülle engerer Fragestellungen zu. Die beiden wichtigsten Fragen dürften die theoretisch-linguistische sein, die besagt, bis zu welchem Grad an Heterogenität es überhaupt noch sinnvoll ist, von einer einzigen Varietät bzw. einer einzigen Standardvarietät zu sprechen, und die Frage nach der Sprachauffassung naiver Sprecher und Hörer, die besagt, bis zu welchem Grad der Abweichung von der kodifizierten Norm naive Sprecher und Hörer Varianten noch als standardsprachlich beurteilen. Das Ziel des Beitrages ist es, zu zeigen, dass das überraschende Ergebnis der in dieser Weise gefassten Fragen darin besteht, dass die theoretisch-linguistische Abgrenzung der Standardvarietät und die sich empirisch in Hörerbeurteilungen zeigende Abgrenzung der gesprochenen Standardsprache sehr weitgehend übereinstimmen.

Der Beitrag ist in der folgenden Weise aufgebaut: Die linguistische Bestimmung von ‚Standardsprache‘ bzw. ‚Standardvarietät‘ setzt die Kenntnis zweier Grundbegriffe der Theorie der Sprachdynamik, des Synchronisierungsbegriffs und des Begriffs der Vollvarietät, voraus. Sie werden daher in Punkt 2 kurz eingeführt, ohne den theoretischen Zusammenhang hier herleiten zu können.¹ Weiterhin kann eine Abgrenzung der Standardvarietät des Deutschen nur dann theoretisch dem Gegenstand adäquat sein, wenn sie auch historisch adäquat ist. In Punkt 3 werden daher die wichtigsten Stadien der Entwicklung der Oralisierungsnormen der Standardvarietät skizzenhaft rekonstruiert: Behandelt werden ihre Entstehung um 1700, ihre ursprüngliche linguistische Struktur, die jeweilige Reichweite und sodann die für die heutige Sprachsituation entscheidende Umwertung der frühen landschaftlichen Oralisierungsnormen seit den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts. Wie sich diese Umwertung in den letzten 40 Jahren vollzog und welchen Sprachwandel dies bewirkte, wird dann in Punkt 4 anhand der wenigen direkt einschlägigen rezenten empirischen Studien vorgeführt. Den Abschluss des Beitrages (Punkt 5) bildet dann der Versuch einer zusammenfassenden theoretischen Auswertung, die in eine Definition der Standardvarietät, ihrer nationalen Oralisierungsnormen und einen Vorschlag zur Abgrenzung von Standardsprache und Regionalsprache mündet.

¹ Joachim Herrgen und ich versuchen seit geraumer Zeit eine Sprachtheorie zu entwickeln, die die für Sprache und Varietäten konstitutive Zeitlichkeit und damit die Heterogenität ins Zentrum stellt. Diese Theorie wird in Herrgen/Schmidt i. Vorb. hergeleitet und begründet. Eine ausführlichere Explikation des Synchronisierungsbegriffs findet sich in Schmidt i. E. („Sprachdynamik“), eine ausführlichere Herleitung des Begriffs der Vollvarietät in Schmidt i. E. („Varietätenbegriff“).

2. Ausgewählte Grundbegriffe der Theorie der Sprachdynamik

2.1 Der Begriff der Synchronisierung

Die Frage, bis zu welchem Grad an Heterogenität es sinnvoll ist, von *einer* Varietät oder von einer *einzigsten Standardvarietät* zu sprechen, führt direkt ins Zentrum der aktuellen Sprachtheorie. Es wird zunehmend deutlich, dass die klassischen linguistischen Konzepte, also der Synchroniebegriff oder das Homogenitätspostulat methodisch-theoretische Idealisierungen darstellen, die hier letztlich keine befriedigenden Lösungen erlauben (vgl. Fn. 1). Im Zentrum der Theorie der Sprachdynamik steht daher statt eines sprecher- und zeitunabhängigen Systembegriffs der *interaktionistisch-kognitive Synchronisierungsbegriff*.

Der Kerngedanke lässt sich wie folgt zusammenfassen:

Sprachliche Kommunikation funktioniert nicht deshalb, weil es homogene Sprach-Teilgemeinschaften gibt, deren Mitglieder über eine (nahezu) identische Sprachkompetenz verfügen, wobei kurzfristig die Zeitlichkeit keine Rolle spielt, sondern weil Sprecher in der Zeit auf der Basis des Kooperationsprinzips ihr sprachliches Wissen interaktiv synchronisieren. Mit dieser Synchronisierung geht einher, dass sie gleichzeitig bestehende Gemeinsamkeiten des individuellen sprachlichen Wissens stabilisieren und angesichts bestehender Differenzen ihr individuelles sprachliches Wissen modifizieren.

Ich erläutere ganz knapp, wie man sich den Zusammenhang vorzustellen hat:

Auf der Basis angeborener Lernstrategien erwerben die Individuen sprachliches Wissen und entwickeln Optimierungsstrategien, die lebenslang – allerdings phasenweise mit unterschiedlicher Intensität – zur Restrukturierung dieses sprachlichen Wissens führen. Das bis zu einem beliebigen Zeitpunkt erworbene (bewusste und unbewusste) individuelle sprachliche Wissen (d.h. die individuelle Kompetenz) wird in jedem Sprachproduktionsakt und Sprachverstehensakt in Beziehung zu den Verstehensmöglichkeiten und Kommunikationserwartungen des jeweiligen Interaktionspartners gesetzt. Die interaktive Rückkopplung durch den Partner bewirkt dabei entweder eine Stabilisierung oder eine Modifizierung des individuellen sprachlichen Wissens. Die Rückkopplungen durch die Interaktionspartner sind dafür verantwortlich, dass die individuellen Optimierungsstrategien bei den Mitgliedern einer Kommunikationsgemeinschaft zu vergleichbaren Optimierungsergebnissen führen.

Für die Frage nach dem linguistischen Status von Varietäten sind nicht die punktuellen, die Einzelinteraktion betreffenden Synchronisierungsakte – wir bezeichnen sie als *Mikrosynchronisierungen* – entscheidend, sondern die Meso- und Makrosynchronisierungen.

Wenn Individuen über einen längeren Zeitabschnitt an Situationen teilhaben, die für jeden der Beteiligten einen hohen Stellenwert haben, so führt

dies zu einer Folge von gleichgerichteten Synchronisierungsakten. Die sprachkognitiven Rückwirkungen einer solchen Folge von Mikrosynchronisierungen hängen von der Länge des Zeitabschnitts ab, in dem die Kommunikationspartner an einer gemeinsamen Situation teilhaben, von der „Kommunikationsdichte“, von der individuellen Relevanz und besonders von der Lebensphase. Bei längerer Dauer, hoher Kommunikationsdichte und hohem individuellen Stellenwert entwickeln die Beteiligten ähnliche Optimierungsstrategien.

Eine solche Folge von gleichgerichteten Synchronisierungsakten, die Individuen in Situationen personellen Kontaktes vornehmen und die zu einer Ausbildung von gemeinsamem situationsspezifischem sprachlichem Wissen führt, nennen wir Mesosynchronisierung.

Entscheidend für die gesamtsprachliche Integration sind jedoch die Makrosynchronisierungen.

Unter Makrosynchronisierungen verstehen wir Synchronisierungsakte, mit denen Mitglieder einer Sprachgemeinschaft sich an einer gemeinsamen Norm ausrichten.

Makrosynchronisierungen nehmen tendenziell alle Mitglieder einer Sprachgemeinschaft oder auch Mitglieder von Großgruppen vor, zwischen denen kein persönlicher Kontakt bestehen muss. Eine herausragende Rolle kommt hierbei natürlich dem Erwerb der literalen Norm zu. Auf die Dauer gesehen, definieren die Grenzen gemeinsamer Makrosynchronisierungen die Grenzen des dynamischen Systems Einzelsprache.

2.2 Der Begriff der Vollvarietät

Als Ergebnis der ständigen Mesosynchronisierungen liegt zu jedem beliebigen Zeitpunkt ein komplexes Gesamtsystem Einzelsprache vor, das in der Außensicht keine klaren Einschnitte erkennen lässt. Es lässt sich weder eine Disjunktheit von Variantenmengen für Sprechergruppen noch eine diskrete Zuordnung von Varianten zu Situationen nachweisen. (Vgl. Schmidt i. E. „Varietätenbegriff“, Gliederungspunkt 3.) Dem steht linguistisch und im Sprecherbewusstsein jedoch eine klare Stufung gegenüber. Sprechern ist bewusst, dass bestimmte sprachliche Differenzen zwischen Individuen und Sprechergruppen grundsätzlich problemlos überwunden werden können und zu einer problemlosen lebenslangen Modifikation des individuellen sprachlichen Wissens führen. Hierzu gehören in erster Linie die lexikalischen Differenzen. Sprechern ist aber auch bewusst, dass andere sprachliche Differenzen, eine – mitunter lebenslang als problematisch erlebte – kognitive Grenze markieren, die sprachsozial äußerst bedeutsam sein kann. Indikatoren für diese Grenze sind Vermeidungsstrategien, Hyperkorrekturen und Sanktionen. Die Stufung der Sprachkompetenz, die Sprechern intuitiv bewusst ist und die sie für sprachsoziale Abgrenzungen ausnützen, ist die Differenz zwischen dem Fundamentalbereich der individuellen Kompetenz einerseits und den sektoralen

Erweiterungen dieses Fundamentalbereichs andererseits. Unter Fundamentalbereich der individuellen Kompetenz verstehen wir die basalen Zeichengenerierungsregeln und Zeichenverknüpfungsregeln, linguistisch gesprochen also die prosodisch-phonologischen und morpho-syntaktischen Teilsysteme. Ihr Erwerb erfolgt im Wesentlichen in den ersten beiden Spracherwerbsphasen.

Diese Stufung der Sprachkompetenz bildet die Basis für den Begriff der Vollvarietät. Unter Rückgriff auf die klassische linguistische Terminologie kann der Begriff wie folgt definiert werden:

Individuell-kognitiv sind Vollvarietäten durch je eigenständige prosodisch-phonologische und morpho-syntaktische Strukturen bestimmte und mit sozialen Situationstypen assoziierte Ausschnitte des sprachlichen Wissens.

Sprachsozial sind Vollvarietäten die partiell systemisch differenten Ausschnitte des komplexen Gesamtsystems Einzelsprache, auf deren Grundlage Sprechergruppen in bestimmten Situationen interagieren.

Von den Vollvarietäten zu unterscheiden sind die sektoralen Varietäten, d.h. die Ausschnitte sprachlichen Wissens, bei denen auf der Basis einer Vollvarietät die sprachlich-situative Kompetenz durch eine Folge von Mikrosynchronisierungsakten erworben wird, die lediglich begrenzt sektoral – in erster Linie lexikalisch – zu Inventarerweiterungen, Inventardifferenzierungen oder Inventarsubstitutionen führen. Sektoriale Varietäten auf der Basis der Standardvarietät sind etwa die wissenschaftlichen und technischen Fach-„Sprachen“, sektoriale Varietäten auf dialektaler Basis die traditionellen Handwerksterminologien.

3. Die Entwicklung der Oralisierungsnormen des Deutschen: eine Skizze

Unter Rückgriff auf die soeben eingeführten theoretischen Begriffe kann nunmehr die Entwicklung der Oralisierungsnormen der Standardvarietät des Deutschen rekonstruiert werden.

3.1 Frühe Oralisierungsnormen der hochdeutschen Schriftsprache: Wann und wo erlangten sie breitere kommunikative Präsenz?

Wir haben keine direkten Zeugnisse darüber, wann und wo die frühen Oralisierungsnormen der neuen Ausgleichsvarietät ‚hochdeutsche Schriftsprache‘ breitere kommunikative Präsenz erlangten. Wir können es aber recht genau erschließen. Es ist der Zeitpunkt, an dem sich der *Dialekt* als eigenständige Varietät zu konstituieren begann und der Wandel der alten deutschen Areal-sprachen überhaupt zum ersten Mal wahrgenommen wurde. Erst als die Verwendung einer neuen, der neuhochdeutschen Schriftsprache zugeordneten oralen „Varietät“ sich nicht mehr auf eine kleine intellektuelle Elite beschränkte (vgl. Mattheier 2003, S. 219), sondern größere Sprechergruppen

umfasste,² stand ein Gegenpol zu den alten Arealsprachen („lantsprachen“) zur Verfügung, der es erlaubte, ihren schon immer vorhandenen Wandel wahrzunehmen. Dies führte letztlich zur Konstituierung des Dialekts als relationale Varietät.

Das früheste Beispiel für die Wahrnehmung des Dialektwandels, der sogleich als beginnender Dialektverlust interpretiert wurde, findet sich 1720 bei Johann Michael Weinrich (1720 e4f.). Er stellt zur „Sprache und Mund-Art derer Henneberger“ fest,

„dass in denen Städten, wo Fürstl. Residenzen, Regierungen, oder verbesserte Schulen entweder gewesen sind, oder noch gefunden werden, der grobe Hennebergische Dialectus sich nicht, oder doch nicht vielmehr [„kaum noch“; JS] hören lasse“ und „daß der Dialectus im Hennebergischen noch vor 40 Jahren gröber auch in denen meisten Städten gewesen, als jetzo“.

Bezeichnend ist, dass mit dieser ersten Beobachtung innerstädtischen Dialektwandels sogleich auch die Wahrnehmung dorfdialektaler Differenzen einhergeht:

„Denn vor allen Dingen ist wunderbahr, [...] daß die Dörffer, welche nahe denen Städten liegen, mehr von dem Stadt-Dialecto participieren, als andere“.

30 Jahre später ist dann eine breitere kommunikative Präsenz der neuen oralen Varietät für die niederdeutsche Stadt Hamburg belegt, wobei auch hier ein „Ausstrahlen“ (Mesosynchronisierungen) auf das städtische Umland bemerkt wird (Richey 1754, S. XLII f.).

² Zur Durchsetzung der nhd. Schriftsprache in den verschiedenen Regionen vgl. Besch 2003a und Mattheier 2003. Als geschriebene „Ausgleichssprache“ hat sie sich nach Wiesinger (2000, S. 1932 f.) im protestantischen Mittel- und Norddeutschland um 1650, in der Schweiz um 1730, in Österreich um 1750 und zuletzt in Bayern (1760) durchgesetzt. Früheste Zeugnisse für Oralisierungen der entstehenden neuen Varietät im Bereich der sozialen und intellektuellen Elite sind außerhalb religiöser Verwendungsbereiche im Mitteldeutschen ab 1603, im niederdeutschen Sprachraum seit der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts überliefert (vgl. Wiesinger 2000, S. 1934–1941). In der Schweiz scheinen sie noch 1819 keine nennenswerte Rolle gespielt zu haben (vgl. Stalder 1819, S. 9). Zu sehr frühen „Hochdeutsch“-Einflüssen auf die Fachsprache des Bergbaus vgl. Werner 1999, S. 56.

Für die Beurteilung der These Mihms (2003), dass nicht den schriftsprachlichen, sondern vielmehr sehr frühen mündlichen (akrolektalen) Ausgleichsprozessen Priorität zukomme, scheint es mir notwendig zu sein, Belege für die schon seit dem Mittelhochdeutschen nachweisbare vertikale Schichtung des Deutschen und individuelles „vlaemen“ der Rede von Indizien für das Vorhandensein einer (neuhochdeutschen) mündlichen Ausgleichsvarietät zu unterscheiden. Wenn etwa ein Schweriner ca. 20 Jahre nach dem lokalen Schreibsprachwechsel 1572 zum Sprachlernen nach Meißen eingeladen wird (vgl. Mihm 2003, S. 90 und Besch 2003a, S. 8), spricht dies gerade gegen eine nachhaltige Präsenz einer hochdeutschen Mündlichkeit im niederdeutschen Raum. Es gibt zudem Belege, dass alte (mitteldeutsche) Akrolekte der neuen Ausgleichsvarietät ferner standen als die Sprechlagen des „gemeine[n] Volk[s] aus der Bürgerschaft“. (Vgl. Wiesinger 2000, S. 1937).

„Unsere Mund = Art geräth ja von Tage zu Tage in Abnahme, indem das Hoch = Teutsche schon längst nicht allein in öffentlichen Handlungen und Schriften, sondern auch im gemeinen Umgange Besitz genommen, daß auch der Bauer selbst mit einem halb = Hoch = Teutschen Worte sich schon vornehmer düncket; folglich zu vermuthen ist, daß die wahre und eigentliche Landes = Sprache, in welcher niemand mehr öffentlich redet oder schreibt, mit der Zeit sich nicht allein vermischen und verstellen, sondern allmählig gar verlieren werde.“

Als allgemeine „Epochengrenze“ für diese erste Phase des Ausbaus der Standardvarietät setzt Klaus Mattheier (2000, S.1955) den Zeitraum zwischen 1770 und 1800 an.

Wesentlich für die Frage, wann und wo die neuen Oralisierungsnormen der Schriftvarietät breitere kommunikative Präsenz erlangten, ist, dass die früheste Beobachtung 1. im mitteldeutschen Sprachraum erfolgt, also in dem Sprachraum, der maßgeblich an der Herausbildung der neuen Varietät beteiligt war, 2., dass sie die *innerstädtische* Variabilität betrifft, und 3., dass sie mit der einsetzenden breiteren Schulbildung in Verbindung gebracht wird.

3.2 Rekonstruktion der vormodernen Oralisierungsnormen bzw. -konventionen

Wie muss man sich diese frühen um 1700 zunächst im mitteldeutschen Raum relevant werdenden Oralisierungsnormen vorstellen?

Völlig klar ist, dass es sich nicht um eine „nationale“ Oralisierungsnorm im heutigen Sinne gehandelt haben kann. Die frühen nicht kodifizierten Oralisierungsnormen waren natürlich landschaftliche. Als eine kleine intellektuelle Elite begann, die entstehende literale Varietät zunächst versuchsweise zu sprechen, hatte sie keine andere Möglichkeit, als die Einzelzeichen (geschriebene Wörter) und die Zeichensegmente (Buchstaben und komplexe Grapheme) auf den dialektalen Fundamentaltbereich ihrer sprachlichen Kompetenz zu beziehen. Angesichts der jahrhundertelangen erheblichen graphemischen Variabilität musste die Zuordnung zu Phonemen und Allophenen eine relativ freie sein. Wenn also die obersächsischen Dialekte kein /t/-Phonem hatten, dann wurden die <t>-Graphien der Schriftsprache auf das nächstähnliche Phonem /d/ bezogen. Das Graphem in den geschriebenen Zeichen *Teer* und *der* wurde also in beiden Fällen als [d] oralisiert. Umgekehrt wurden völlig problemlos phonologische Distinktionen wie etwa die pfälzische Phonemdistinktion zwischen kurzem geschlossenem /o/ und kurzem offenem /ɔ/ beibehalten, obwohl die literale Norm hierfür nur ein Graphem zur Verfügung hatte. Im personellen Kontakt der Mitglieder der intellektuellen Elite in den verschiedenen geistigen Zentren waren die Oralisierungsakte gleichgerichtet (auf die Schriftsprache gerichtet) und hatten eine ähnliche dialektale Basis, so dass sich bald relativ stabile *Konventionen* herausbildeten. Überraschenderweise wissen wir, obwohl wir keine direkten Zeugnisse über diesen entscheidenden Prozess haben, wie diese Mesosynchronisierungen prinzipiell vorgenommen wurden: Sie wurden analog zum Geneseprozess der Schriftvarietät vorgenommen, auf den sie gerichtet waren. Selektionsprinzip für schrift-

sprachliche Einheiten war die maximale Reichweite im deutschsprachigen Schriftkommunikationsraum gewesen. Wie aber sah die maximale Reichweite für Oralisierungs-Mesosynchronisierungen aus? Übereinstimmen konnten sie nur so weit, wie sie auf übereinstimmend strukturierte Fundamentaltbereiche der Kompetenz rückzubeziehen waren. Wie weit diese Gemeinsamkeiten gehen, wissen wir aber sehr genau: Es waren die Grenzen der großlandschaftlichen Dialektverbände wie Obersächsisch, Rheinfränkisch, Mittelbairisch. Eines der wichtigsten Ergebnisse der klassischen Dialektologie ist, dass die prosodisch-phonologischen und morpho-syntaktischen Systeme der Ortsdialekte innerhalb der großen Dialektverbände im Wesentlichen übereinstimmen.

Zu großlandschaftlichen Oralisierungsnormen wurden die frühen Konventionen im dem Maße, in dem sie von „Normierungsagenturen“ verbreitet wurden, in dem Maße also, in dem Mitglieder von Großgruppen ihre Mesosynchronisierungen vernetzten, also unabhängig vom personellen Kontakt an ihnen ausrichteten. Diese „Normierungsagenturen“ waren zunächst die Kirchen. Der kommunikativ wichtigere Faktor dürfte allerdings die – später einsetzende – Normvermittlung durch die Schulen gewesen sein.³ Sprachdynamisch gesehen stellt der Leseunterricht, besonders auch das schulische Chorsprechen, ein Einüben nichtkodifizierter Oralisierungsnormen dar.

3.3 Umwertung der alten Oralisierungsnormen

Die jeweiligen in Kirche und Schule verbreiteten Oralisierungsnormen galten nicht nur im Sprecherbewusstsein als „Hochdeutsch“. Sie waren es auch, da sie die einzig möglichen „Sprecharten“ der neuen Varietät waren. Entstanden war eine komplexe Gesamtsprache, deren zweite Varietät neben den Dialekten eine (relativ) einheitliche literale Norm umfasste und so viele Oralisierungsnormen, wie es großräumige Dialektverbände mit städtischen Zentren gab.

Zur Umwertung der, modern gesprochen, Dialekt-Hochdeutsch-Diglossie mit großlandschaftlichen Oralisierungsnormen kam es erst ca. 200 Jahre nach ihrer Entstehung, als um 1930 neue überlandschaftliche Oralisierungsnormen massenmedial verbreitet wurden und damit überhaupt zum ersten Mal kommunikativ verfügbar wurden. In dem Maße, in dem die neuen nationalen Normen der Mündlichkeit als „richtige“, „reine“ Oralisierungen der Standardvarietät kommunikative Präsenz erlangten, wurden die alten großlandschaftlichen Prestigesprechlagen als regional begrenzt wahrgenommen. Fast gleichzeitig setzte ein sehr langfristiger und keineswegs einheitlich verlaufender Um-, meist auch Abwertungsprozess ein. Wie im nächsten Gliederungspunkt gezeigt wird, ist diese Umwertung Teil der variativen Kompetenz praktisch aller Sprecher. Seinen allgemeinsprachlichen Niederschlag findet dieser Um-

³ Vgl. Löffler 2000, S. 1974f.

wertungsprozess in der Bezeichnung *Umgangssprache* (im Duden durchgängig pejorativ), seinen linguistischen in der Bezeichnung *Substandard*. Es handelt sich hier um das ehemalige großlandschaftliche „Hochdeutsch“, das nun, verursacht durch den neuen Maßstab einer nationalen Oralisierungsnorm der Schriftsprache, als regional markiert erscheint. Die überregionale Bewertung der regionalen Prestigesprechlage, ich bezeichne sie im Folgenden als *Regionalakzent*, hängt von der Bewertung der zugrunde liegenden Dialekte (z. B. Sächsisch), vom Selbstbewusstsein ihrer Sprecher und davon ab, ob sie durch regionale Massenmedien verbreitet wird (Bayrischer Rundfunk).

4. Standard und Substandard im Sprecherbewusstsein und im Hörerurteil: rezente empirische Studien

Die größeren empirischen Studien zu den nationalen Oralisierungsnormen des Deutschen betreffen die Vorlesesprache der alten Bundesrepublik Deutschland (König 1989), die Vorlesesprache (ergänzt durch schulische Gespräche) der deutschsprachigen Schweiz (Hove 2002) und die Leseaussprache der Nebensilben nach der österreichischen Oralisierungsnorm (Bürkle 1995).⁴ Zu der Frage nach der vertikalen Abgrenzung der Standardvarietät, die im Zentrum dieses Beitrages steht, liegen nur wenige direkt einschlägige rezente empirische Studien vor, die alle die Oralisierungsnorm und den Substandard der Bundesrepublik Deutschland betreffen. Sie werden im Folgenden vorgestellt. In ihnen zeigt sich 1., wie sich die skizzierte Umwertung der Oralisierungsnormen linguistisch fassen lässt, 2., wie sie sich im Sprecherbewusstsein darstellt und 3., wie Standard und Substandard im Urteil naiver Sprecher und Hörer abgegrenzt werden.

4.1 Die beginnende Umwertung der alten landschaftlichen Oralisierungsnormen (Lenz 2003)

In ihrer Studie zur Struktur und Dynamik des Substandards in der Region Wittlich (Eifel), einer sprachlich konservativen Kleinstadt und ihres Umlands im Westmitteldeutschen (Moselfränkischen), hat Alexandra Lenz Reste einer frühen Phase der Umwertung der alten landschaftlichen Prestigevarietät erfasst. 1998 hatte Lenz Aufnahmen mit 50 ortsgebürtigen Informanten erstellt, die sich nach sozialen Merkmalen und variativer Kompetenz und sprachlicher Sozialisation erheblich voneinander unterschieden. Die Erhebungssituationen waren 1. Übersetzung standardsprachlicher Sätze in den Dialekt, 2. Gespräch unter Freunden, 3. Interview mit einer standardsprachssprechenden Fremden und 4. Übersetzung dialektaler Sätze in die Standardsprache. Als Auswertungsmethoden kamen die Variablenanalyse, die Clusteranalyse, Hörtest und die Inhaltsanalyse sprachbiographischer Interviews zum Einsatz.

⁴ Vgl. auch die Überblicksdarstellungen in Ammon 1995 und Takahashi 1996.

Das für die Fragestellung dieses Beitrages wichtigsten Ergebnisse lauten: Die Analyse der 19 wichtigsten phonologischen und morphologischen Variablen für alle Informanten in allen Erhebungssituationen zeigt 1., dass keiner der in der Region aufgewachsenen Informanten das beherrscht, was Lenz „interferenzfreie Standardsprache“ nennt. 2. Mit Hilfe der statistischen Clusteranalyse konnte Lenz im breit gefächerten Substandard fünf „Verdichtungsbereiche“, also fünf typische Sprechlagen, nachweisen, die sie wie folgt bezeichnet:

Merkmale	[Interferenzfreie Standardsprache (ST)]
quintär (inkl. Sonderfälle)	Regionalakzent (RA)
quartär	Oberer Regionaler Substandard (RS ^{oben})
tertiär	Unterer Regionaler Substandard (RS _{unten})
sekundär	Regionaldialekt (RD)
primär	Lokale Basisdialekte (BD)

Abb. 1: Verdichtungsbereiche des Wittlicher Substandards nach Lenz 2003, S. 252

Welche regionalen Merkmale sich hinter dieser Zusammenstellung verbergen, kann hier nicht im Einzelnen darlegt werden. Es genügt zu erwähnen, dass sich der Regionalakzent von der „interferenzfreien Standardsprache“ im Wesentlichen durch die Substandardvarianten [j, ɕ] für standardsprachlich [ç] („Koronalisierung“), [x] für [g] und [ʀ] („Spirantisierung“) und [f] für [pf] unterscheidet, während der „obere regionale Substandard“ sich vom Regionalakzent durch die zusätzlichen Varianten *dat*, *wat*, *et* und *nit* für *das*, *was*, *es* und *nicht* unterscheidet. (Vgl. Lenz 2003, S. 188). Kein Sprecher beherrscht das gesamte variative Spektrum der Region. Wie sich die variative Spreizung prinzipiell auf verschiedene prototypische Sprecher verteilt, also die Spannweite der individuellen vertikalen Variation, kann der folgenden Darstellung entnommen werden.

Die linguistisch entscheidende Frage ist die nach dem Varietätenstatus der individuell sehr unterschiedlich beherrschten Verdichtungsbereiche bzw. Sprechlagen. Für die linguistische Beurteilung sind, wie oben dargelegt wurde, die festen sprachkognitiven Grenzen, die festen Grenzen des Fundamentalbereichs der individuellen Kompetenz von ausschlaggebender Bedeutung, die die Basis des Begriffs der Vollvarietät bilden. Solch feste Grenzen, die durch das Auftreten von Hyperformen markiert sind, konnte Lenz in dem breiten

Abb. 2: Individuelles Variationsspektrum prototypischer Sprecher in der Region Wittlich nach Lenz 2003, S. 397

Variationsspektrum der Kleinregion nur an zwei Stellen nachweisen (2003, S. 207–214 und 392):

Die erste Grenze liegt zwischen dem „interferenzfreien Standard“ und dem „Regionalakzent“ und wird durch Hyperkorrekturen wie *Fich*, *Tich* usw. markiert. An dieser Grenze „scheitern“ alle Informanten, auch die jüngeren mobilen weisungsbefugten Informanten in kommunikationsorientierten Berufen. Die zweite sprachkognitive Grenze liegt zwischen dem „Regionalen Substandard“ und dem Dialekt. Sie wird durch Hyperdialektismen markiert. So werden etwa Lexeme, die standardsprachlich das Phonem /i/ aufweisen, auch dann mit standardabweichenden Kurzvokalen realisiert, wenn sie nicht wie *Wanter* (,Winter‘) oder *Kont* (,Kind‘) historisch auf wgerm. *i*₂ zurückgehen. *Linguistisch liegen also in der Region nur zwei Vollvarietäten vor: der Dialekt und der Regionale Substandard, der den Regionalakzent einschließt.* Die linguistische Struktur und die aktive (Produktions-)Kompetenz der Sprecher entspricht demnach weitgehend dem alten Sprachzustand bevor die

neuen nationalen Oralisierungsnormen kommunikative Präsenz erlangten. Dem Dialekt steht eine einzige zweite orale Varietät, die alte landschaftliche Prestigevarietät (= Oralisierungsnorm der Schriftsprache), gegenüber. Das vielleicht überraschendste Ergebnis der Studie ist, wie genau die subjektive Beurteilung des regionalen Sprechlagenspektrums durch die Sprecher mit dieser linguistischen Abgrenzung übereinstimmt. Das Ergebnis der inhaltsanalytischen Auswertung der Interviews besagt, dass es drei typische Sprechergruppen mit unterschiedlichem Beurteilungsverhalten gibt, das Lenz als „Stufen“ des subjektiven Umwertungsprozesses interpretiert.

Linguistische Strukturierung	Subjektive Strukturierung		
	Stufe 1	Stufe 2	Stufe 3
RA	„Hochdeutsch“	„besseres Hochdeutsch“	„möglichst gutes Hochdeutsch“
RS ^{oben}		„normales Hochdeutsch“	„Umgangssprache“
RS _{unten}			

Abb. 3: Stufen des Umwertungsprozesses von Varietäten nach Lenz 2003, S. 393

Die subjektive Bewertung der älteren immobilen Sprecher (= Stufe 1) entspricht exakt der linguistischen Struktur. Diese Sprecher verfügen nur über zwei subjektive Klassifikationskategorien für Varietäten, nämlich „Hochdeutsch“ und „Dialekt“ bzw. „Platt“. Als „Hochdeutsch“ werden dabei undifferenziert alle Sprechlagen des regionalen Substandards oberhalb des Dialekts zusammengefasst.

Die beginnende Umwertung der alten regionalen Prestigevarietät zeigt sich in der Sprechlagenbeurteilung der jüngeren Sprecher (= Stufe 2). Sie gilt schon für 47% der jüngeren Informanten: Sie differenzieren zwischen dem Regionalakzent, den sie als „besseres“ Hochdeutsch einordnen, und den übrigen substandardsprachlichen Sprechlagen, die sie als „normales“ oder z. T. auch als „schlechteres Hochdeutsch“ beurteilen. Dieser scheinbar unbedeutende Unterschied in der subjektiven Sprechlagenbewertung *innerhalb einer Vollvarietät* ist linguistisch höchst aufschlussreich. Linguistisch-„objektiv“ unterscheiden sich die Sprechlagen „oberer“ bzw. „unterer regionaler Substandard“ vom Regionalakzent nämlich hauptsächlich dadurch, dass sie auf der Basis desselben Fundamentalbereichs der Kompetenz zusätzliche hochauffällige und den Sprechern bewusste *einzellemmatische* Abweichungen von der Standardnorm aufweisen: *dat*, *wat*, *et*, *nit* (= oberer regionaler Substandard) bzw. darüber hinaus noch *uf*, *auf* und *och*, *auch* (= unterer regionaler Substandard). Wie Tab. 1 (vgl. Schmidt i. E. „Sprachdynamik“) am Beispiel der Variable *wat/was* zeigt, sind diese einzellemmatischen regionalen Varianten

von den Sprechern grundsätzlich gut kontrollierbar (nahezu alle Informanten beherrschen grundsätzlich beide Varianten, vgl. Zeile 1 und 5) und *können* situationsspezifisch eingesetzt werden (vgl. Zeile 2 und 4).

Zeile	Erhebungssituation	% Variante	Sprechergruppe
(1)	Übersetzung in den Dialekt:	99 % <i>wat</i>	alle Informanten
(2)	Freies Gespräch unter Freunden:	91 % <i>wat</i>	alle Informanten
(3)	Interview mit einer Fremden:	89 % <i>wat</i>	ältere Generation
(4)	Interview mit einer Fremden:	39 % <i>wat</i>	jüngere Generation
(5)	Übersetzung in die Standardsprache:	10 % <i>wat</i>	alle Informanten

Tab. 1: Die Variable *wat/was* im Raum Wittlich nach Lenz 2003 (Auszug)⁵

Hierdurch wird klar, wie die alte regionale Prestigevarietät genau linguistisch strukturiert war und wie der beginnende subjektive Umwertungsprozess linguistisch zu analysieren ist: Die alte regionale Prestigevarietät umfasste neben dem standardabweichenden Fundamentalbereich der Kompetenz zusätzlich einzellemmatische regionale „Identitätsmarker“, die nahezu alle Informanten in der innerregionalen Kommunikation bis heute verwenden (vgl. Zeile 2). Die älteren Informanten (= Stufe 1) bezeichnen diese Varietät auch heute noch als „Hochdeutsch“. Unter dem Einfluss der seit Jahrzehnten massenmedial verbreiteten neuen nationalen bundesdeutschen Oralisierungsnorm beginnen die jüngeren Informanten diese regionalen „Identitätsmarker“ in der *überregionalen Kommunikation* zu vermeiden (vgl. Zeile 4) und bewerten nur noch diejenige Sprechlage, die die auffälligen und für alle gut kontrollierbaren regionalen Merkmale vermeidet, als „gutes Hochdeutsch“. (Zum Salienzbezug vgl. Gliederungspunkt 5).

Stufe 3 in Abb. 3 fasst die Bewertungen der jungen Städter mit mittleren oder gehobenen Berufen zusammen, die oft auch über Kommunikationserfahrungen außerhalb der Region verfügen. Sie sind dabei, eine subjektive 3-Varietäten-Klassifikation auszubilden. Der Regionale Substandard wird von ihnen als „Umgangssprache“ beurteilt, also abgewertet. Der eigene Regionalakzent hingegen wird als Versuch, „möglichst gutes Hochdeutsch“ zu sprechen, eingeschätzt. Dies sei zwar ein in der Region akzeptiertes Hochdeutsch, aber nicht das „wirklich gute“ oder „reine Hochdeutsch“, das diese Informanten anstreben, um irritationsfrei auch mit nicht regionalsprachlich sozialisierten Kommunikationspartnern interagieren zu können (vgl. Lenz 2003, S. 393). Linguistisch bedeutet dies, dass diese Informanten dabei sind, ein Bewusstsein für die Differenzen zwischen dem Fundamentalbereich ihrer individuellen Kom-

⁵ Vgl. Lenz 2003, S. 136, 137 u. 140; die Angaben in den Zeilen 3 u. 4 sind den Rohdaten entnommen.

petenz und der überregionalen Standardsprache zu entwickeln, die Grenze zwischen den Vollvarietäten aber aktiv (noch) nicht bewältigen.

Ein letztes, nicht minder überraschendes Ergebnis dieser Studie war, wie genau die subjektive Selbsteinschätzung der Sprecher mit der subjektiven Fremdbeurteilung durch Hörer aus der eigenen Region und durch Hörer aus anderen Regionen übereinstimmt. Dazu wurden 20 Sekunden Hörbeispiele eines Nachrichtensprechers und Hörbeispiele zu den Lenzschen Verdichtungs-bereichen bzw. Sprechlagen 171 Hörern auf Marktplätzen und in Fußgänger-zonen per Kopfhörer und CD dargeboten. Die Hörer hatten jedes Hörbeispiel auf einer vorgegebenen Antwortskala zu bewerten:

Abb. 4: Beurteilungsskala für die Hörtests (vgl. Purschke 2003, S. 38)

Um den Lesern die Möglichkeit zu geben, die Sprachbeispiele selbst einzuschätzen und das Ergebnis mit den Beurteilungen naiver Hörer zu vergleichen, sind drei Hörproben im Internet zugänglich.⁶

Abb. 5: Mittelwerte der Antwortindizes zur Hörerurteil-Dialektalität in Abhängigkeit von den Wohnorten (Regionen) der Hörer (vgl. Lenz 2003, S. 260)

Die Säulengruppen enthalten jeweils ganz rechts die Beurteilung des basisdialektalen Hörbeispiels (= BD), jeweils ganz links die Beurteilung eines Hörbeispiels eines Nachrichtensprechers. Die linken „Säulen“ sind kaum erkennbar (= ST), da ihnen von den Hörern ein subjektiver Dialektalitätswert von Null (= „reines Hochdeutsch“) zugeordnet wurde. Für die Fragestellung dieses Beitrages ist an diesem Ergebnis vor allem zweierlei wichtig: 1. Innerhalb und außerhalb der Region wird die Dialektalität der Sprachproben sehr ähnlich beurteilt. 2. Die beiden im Hörtest enthaltenen Beispiele für den Regio-

⁶ Vgl. Homepage J.E. Schmidt unter <<http://www.sprachatlas.de>>. Bei „Sprachbeispiel 9“ handelt es sich um eine Hörprobe zum Wittlicher Regionalakzent, bei „Sprachbeispiel 2“ um eine Probe zum „unteren regionalen Substandard“ und bei „Sprachbeispiel 8“ um eine Hörprobe zum Dialekt.

nalakzent (= RA(1) und RA(2), jeweils die zweite und dritte Säule von links) werden innerhalb und außerhalb der Region klar als regionalsprachliche Abweichungen von der Oralisierungsnorm der Standardsprache bewertet. Dies wiederum bedeutet, dass die passive Kompetenz aller bundesdeutschen Hörer die nationale bundesdeutsche Oralisierungsnorm als weitgehend identischen Maßstab zur Beurteilung regionalsprachlicher Abweichungen umfasst und dass die innerregionalen und überregionalen Beurteilungsmaßstäbe übereinstimmen.

Dass es sich hierbei nicht um eine spezifisch mitteldeutsche Sprechlagenbeurteilung handelt, konnte inzwischen in einer Marburger Magisterarbeit gezeigt werden, in der dieselben Wittlicher Hörbeispiele auch in Bayern (Freising) und im Norddeutschen Sprachraum (Itzehoe) naiven Hörern zur Beurteilung dargeboten wurden.

Abb. 6: Regionaler Vergleich der subjektiven Dialektalitätswerte für die Wittlicher Proben (vgl. Purschke 2003, S. 79)

Die Abkürzungen in Abb. 6 sind als „Regionalakzent Eifel“ (= RA EI), „Regionaler Substandard (oben) Eifel“ (= RSo EI), „Regionaldialekt Eifel“ (= RD EI) usw. aufzulösen. Die Ergebnisgraphik macht sichtbar, dass sich die subjektiven Dialektalitätsbeurteilungen sprachraumübergreifend entsprechen. Statistisch korrelieren die Hörerurteile hochsignifikant (vgl. Purschke 2003, S. 78f.). Purschke konnte zudem zeigen, dass diese sprachraumübergreifende Beurteilungskonstanz auch in der „Gegenrichtung“, also für Hörbeispiele zur mittelbairischen „Umgangssprache“ und zum nordniederdeutschen Regionalakzent, gilt (vgl. 2003, S. 81), was hier jedoch nicht weiter ausgeführt werden kann.

4.2 Wandel und Konstanz der alten Oralisierungsnormen (Lameli 2004)

Die Studie Alfred Lamelis zu „Standard und Substandard im diachronen Längsschnitt“ (2004) erweitert unser Wissen um die Entwicklung der bundesdeutschen Oralisierungsnormen in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts in fast idealer Weise. Ließ sich an der Lenzschen Studie die beginnende Umwertung der alten landschaftlichen Oralisierungsnormen in einem ländlich-sprachkonservativen Raum beobachten, so dokumentiert und analysiert Lameli nicht nur den tatsächlichen Wandel der Oralisierungsnorm in einem (west-) mitteldeutschen Ballungsraum (Rhein-Main-Gebiet), sondern zeigt zudem, dass die Entwicklung im norddeutschen Sprachraum in den letzten Jahrzehnten völlig anders verlaufen ist. Lameli hat in zwei Großstädten (Mainz und Neumünster) 170 Stunden Tonbandmitschnitte von Stadtratssitzungen aus den 50er und den 90er Jahren des 20. Jahrhunderts ausgewertet und dabei Redebeiträge von insgesamt 46 Stadträten mit dem nahezu kompletten Methodenarsenal der modernen Variationslinguistik analysiert (Dialektalitätsmessung, Variablenanalyse, Implikationsanalyse, Hörtest, Fragebogenerhebung zur subjektiven Bewertung).

Was die Studie für die Fragestellung so besonders wertvoll macht, ist 1. die Tatsache, dass die Situation Stadtratssitzung nach übereinstimmender Auskunft aller Informanten eine *standardkonforme Sprechweise* erfordert, 2. dass es sich um eine authentische Situation handelt, in der das linguistische Beobachterparadoxon ausgeschaltet ist, da das Tonbandgerät zu Protokollzwecken in jeder Sitzung mitläuft, und 3. dass wir hier den Wandel natürlich gesprochener Standardsprache über einen Zeitraum von 40 Jahren verfolgen können.

Von den vielfältigen und aufschlussreichen Ergebnissen werden hier in erster Linie nur die der „größten“, weil quantifizierenden Analysemethoden referiert, weil sie die entscheidenden Punkte am deutlichsten hervortreten lassen. Es handelt sich um die Dialektalitätsmessung und wieder um Hörtests. Der beste Überblick ergibt sich aus der Dialektalitätsmessung. Hierzu hat das von Herrgen/Schmidt (1989) entwickelte Verfahren zur Quantifizierung des phonetischen Abstands zur kodifizierten Standardaussprache so weiterentwickelt, dass es auch die in freier Rede im Deutschen unvermeidbaren sprechtempobedingten Silbenreduktionen adäquat behandelt, also die sprachtypische realisationsphonologische Variation nicht als regionale Abweichung von der Standardsprechsprache misst. Das insgesamt recht komplizierte Verfahren kann hier nicht dargestellt werden (vgl. Lameli 2004, S. 65–84). Prinzipiell misst (zählt) das Verfahren die von der gemäßigten Standardsprache, wie sie in den Aussprachewörterbüchern (Duden, GWdA) kodifiziert ist, abweichenden segmentell-phonetischen Merkmale. Die Messwerte lassen sich daher in grober Annäherung wie folgt interpretieren: Ein D-Punkt („Dialektalitätspunkt“) auf der Mess-Skala entspricht im Durchschnitt einem von der Aussprachenorm abweichenden regionalen Merkmal pro Wort des „vermessenen“ Redebeitrages.

Als Vergleichswert für die im Folgenden vorgestellten Ergebnisse können die Werte der Dialektalitätsmessung für Nachrichtensprecher der ARD aus den Jahren 1960 und 2001 dienen.

Abb. 7: D-Werte von Nachrichtensprechern der ARD (vgl. Lameli 2004, S. 87)

Gemessen wurden Dialektalitätswerte von 0,025–0,03, d.h. umgerechnet, dass die Nachrichtensprecher durchschnittlich lediglich in jedem 35.–40. Wort ein regionales Merkmal realisieren. Dieses Ergebnis ist in dreierlei Hinsicht wichtig: 1. Das Messverfahren arbeitet valide. Es misst keine Dialektalität, wenn keine vorhanden ist. 2. Geschulten Sprechern ist es tatsächlich möglich, die Aussprachenorm (gemäßigte Standardaussprache), wie sie in den Aussprachewörterbüchern kodifiziert ist, zu erreichen. Lameli (2004, S. 135) bezeichnet diese Sprechlage als *Standard geschulter Sprecher*.⁷ 3. Dieser „Standard geschulter Sprecher“ hat sich in den letzten 40 Jahren nicht verändert.

Wie sieht demgegenüber das Ergebnis für ungeschulte Sprecher in Mainz und Neumünster aus, die sich grundsätzlich um Standardkonformität bemühen?

⁷ Hove (2002, S. 4) bezeichnet diese Sprechlage als *Mediendeutsch*.

Abb. 8: D-Werte für Mainz in den 50er und 90er Jahren (vgl. Lameli 2004, S. 93)

Die Mainzer Stadträte kommen in den 50er Jahren auf einen durchschnittlichen Dialektalitätswert von 0,7. In den 90er Jahren hat sich dieser Wert auf ungefähr 0,35 reduziert, also ziemlich genau auf die Hälfte. In den 90er Jahren realisieren die Mainzer Stadträte also im Schnitt nur noch ein regionales Merkmal in jedem 3. Wort. Die Wertedifferenz zwischen beiden Zeitschnitten ist statistisch hochsignifikant. Das in seiner Klarheit überraschendste Ergebnis der Studie ergibt sich aus dem Vergleich des mitteldeutschen Mainz mit Neumünster im Norden Schleswig-Holsteins:

Abb. 9: D-Werte für Neumünster in den 50er und 90er Jahren (vgl. Lameli 2004, S. 212)

Der durchschnittliche Dialektalitätswert der Neumünsteraner Stadträte hat sich seit 40 Jahren nicht verändert. Noch wichtiger ist jedoch, dass die nord-deutschen Sprecher in einer Situation, in der Standardkonformität gefordert

ist, seit 40 Jahren konstant die Standardnähe realisieren, die in Mainz erst in den 90er Jahren erreicht wurde.

Vor dem Hintergrund der Fragestellung verdient natürlich der Sprachwandel in Mainz, der offensichtlich mit einem Wandel der Oralisierungsnorm der Standardvarietät zusammenhängt, besondere Beachtung. Abb. 10 gibt die Einzelergebnisse für alle 36 Mainzer Sprecher wieder (18 Sprecher pro Zeitschnitt):

Abb. 10: Durchschnittliche Sprechlagen der Mainzer Zeitschnitte 1 und 2 (vgl. Lameli 2004, S. 95)

Die individuellen Dialektalitätswerte der Sprecher (Kreissymbole) variieren zwischen einem Wert von fast 1,0 (links oben) für einen 1909 geborenen Stadtrat der 50er Jahre, was annähernd einem regionalen Merkmal pro Wort eines Redebeitrages entspricht, und Werten von unter 0,2 (rechts unten) bei zwei Stadträten der 90er Jahre, was im Schnitt einem regionalen Merkmal in jedem sechsten bis siebten Wort eines Redebeitrages entspricht. Die gespreizten Linien markieren den Wert der statistischen Streuung für den jeweiligen Zeitschnitt. *Diese statistische Streuung als Maß der durchschnittlichen Variation ist disjunkt.* Was die Quantifizierung hier in aller wünschenswerten Deutlichkeit sichtbar macht, ist die Veränderung der Oralisierungsnormen. Offensichtlich strebten die Sprecher der 50er Jahre die alte regionale Prestigenorm der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts an, während die Mainzer Stadträte der 90er Jahre sich an der neuen nationalen bundesdeutschen Oralisierungsnorm orientieren. Höchst aufschlussreich ist der soziale Faktor, mit dem sich dieser Wandel der Normorientierung in Verbindung bringen lässt. Lameli hat die Korrelationen der D-Werte aller Informanten mit allen möglichen soziodemographischen Faktoren getestet. Das eindeutige Ergebnis lautet: Die absolut klarste Korrelation ergibt sich für das Geburtsjahr. Die statistisch hochsignifikante Zäsur setzt mit dem Geburtsjahrgang 1928 ein. (Vgl. Lameli 2004,

S. 108–112) Die geänderte Oralisierungsnorm gilt also für die Informanten, deren *Kindheit und Jugend bereits ins Rundfunkzeitalter fällt*, für die sich also überhaupt erstmals die Möglichkeit bot, ihre Makrosynchronisierungen an der norddeutsch geprägten Aussprachenorm auszurichten.

Die linguistisch entscheidende Frage lautet: Wie sind die standardorientierten Sprachproduktionen der Sprecher der 90er Jahre einzuschätzen? Ist das der neue „regionale Standard“ (vgl. Auer 1997 und Knipf-Komlósi/Be-rend 2001) oder beobachten wir den beginnenden Übergang zur Aussprachenorm, wie sie Nachrichtensprecher realisieren? Die Antwort lautet: Wahrscheinlich trifft weder das eine noch das andere zu. Zur verlässlichen Beantwortung der Frage sind einerseits die Selbsteinschätzungen der Sprecher höchst aufschlussreich und zum anderen die Fremdbewertungen in Hörtests, die innerhalb und außerhalb der jeweiligen Sprachräume durchgeführt wurden. Ich referiere zunächst das Ergebnis der Fremdbewertungen. Wie wir gesehen haben, variiert sowohl in Mainz als auch in Neumünster die individuelle Annäherung an die kodifizierte Standardnorm auch in den 90er Jahren noch erheblich (individuelle D-Werte zwischen 0,6 und unter 0,2). Daher hat Lameli Sprachproben aus den Stadtratssitzungen beider Untersuchungsorte in Hörtests beurteilen lassen (=Hörerurteilsdialektalität), wobei er sich ähnlicher Beurteilungsskalen bediente, wie sie im Zusammenhang mit der Lenzschen Studie schon vorgestellt wurden. Die Beurteilergruppen für die Sprachproben aus beiden Städten bestanden aus Kieler und Marburger Hörern. Das Ergebnis lautet: *Es gibt eine perzeptive Grenze der Standardsprachlichkeit* (vgl. Lameli 2004, S. 240–242). D-Werte um 0,2 und weniger, d. h. rein quantitativ von weniger als einem regionalen Merkmal auf im Schnitt 5–7 Wörtern, werden von den Hörern uneingeschränkt als standardsprachlich beurteilt. Lameli bezeichnet diese Sprechlage als „*Kolloquialstandard*“. D-Werte ab 0,4 hingegen werden als deutliche regionale Abweichung von der Standardsprache bewertet. Lameli bezeichnet diese Sprechlage als „*Regionalakzent*“. (Vgl. Lameli 2004, S. 134f.). Abb. 11 veranschaulicht dieses Ergebnis auf der Basis der individuellen Dialektalitätswerte der Mainzer Stadträte der 90er Jahre.

Abb. 11: Perzeptive Grenze der Standardsprachlichkeit in Relation zu den individuellen D-Werten

Um auch hier den Lesern die Möglichkeit zu geben, die Sprachbeispiele selbst einzuschätzen und ihr Ergebnis mit den Beurteilungen naiver Hörer zu vergleichen, sind vier Hörproben (jeweils Kolloquialstandard und Regionalakzent für Mainz und Neumünster) im Internet zugänglich.⁸

Wie in der Region Wittlich stimmen auch in dieser Studie die Selbsteinschätzungen der Sprecher, die Lameli (2004, S. 136f.) für die Mainzer Stadträte der 90er Jahre in vereinfachter Form mit Hilfe von Fragebögen erhoben hat, in auffälliger Weise mit den Fremdbeurteilungen in den Hörtests überein. Die Sprecher mit den relativ höheren D-Werten (0,4 und höher) geben an, nur eine Annäherung an das Hochdeutsche anzustreben und auch zu realisieren, während die Sprecher mit den D-Werten unterhalb der Perzeptionsschwelle angeben, korrektes Hochdeutsch anzustreben und auch zu sprechen. Die Sprecher der letzten Gruppe kritisieren zudem einen Teil ihrer Kollegen für die als nicht situationsangemessen erachtete Restdialektalität ihrer Redebeiträge im Stadtrat. Ganz offensichtlich ist also den Sprechern intuitiv das recht genau bekannt, was hier als perzeptive Schwelle der Standardsprachlichkeit behandelt wurde. Wir haben es in beiden Untersuchungsorten demnach mit mindestens zwei Sprechergruppen zu tun. Eine Gruppe bemüht sich um ein *überregional akzeptiertes Hochdeutsch*. Sie strebt die aktuelle bundesdeutsche Oralisierungsnorm an und erreicht sie auch (= Kolloquialstandard). Eine zweite Gruppe hingegen, die es in Neumünster seit 40 Jahren unverändert gibt, hält in standardkonformen Situationen eine regionale Prestigesprechlage für angemessen (= Regionalakzent).

Besondere Beachtung verdient die dritte Sprechergruppe, deren Dialektalitätswerte um 0,3 liegen und die in dieser Form nur in Mainz zu beobachten ist. Um das Sprachverhalten dieser Gruppe in standardkonformen Situationen zu verstehen, ist es notwendig, zumindest knapp auf den bisher ausgesparten qualitativen Aspekt einzugehen. Die standardabweichenden arealen Merkmale, die alle untersuchten Sprecher in beiden Untersuchungsorten auch in den 90er Jahren realisieren – wenn auch in individuell sehr unterschiedlichem Maß –, sind natürlich die regional typischen: für Neumünster also etwa die bei nordniederdeutscher sprachhistorischer Ausgangsbasis erwartbaren Merkmale Rundung von standardsprachlich /ɪ/, die offene gehobene Qualität des (vokalisierten) -er-Auslautes oder die orale Verschlusslösung bei auslautendem standardsprachlichem /ŋ/, für Mainz hingegen etwa die bei rheinfränkischer sprachhistorischer Ausgangsbasis erwartbaren Merkmale Vokalnasalierung, Schwasynkopierung oder Desonorisierung von standardsprachlich /z/ und viele andere (vgl. ausführlich Lameli 2004, Kap. 7.2 und 8.3). Dabei lässt sich allerdings ein höchst bemerkenswerter Unterschied feststellen. In Neumünster liegen in beiden Zeitschnitten dieselben regionalen Merkmale vor, wenn sie auch in individuell sehr unterschiedlichem Maß

⁸ Vgl. Homepage J.E. Schmidt unter <<http://www.sprachatlas.de>>.

realisiert werden, während sich in Mainz ein Teil der in den 50er Jahren realisierten regionalen Merkmale in den 90er Jahren nicht mehr oder fast nicht mehr findet. So sind die in den 50er Jahren noch sehr häufigen Standarddifferenzen im Stamm- und Nebensilbenvokalismus in den 90er Jahren weitgehend abgebaut, während sich einzelne, aber nicht alle konsonantischen Merkmale in hohem Maße als „abbauresistent“ erweisen. Auffällig ist, dass ausgerechnet bei den Variablen, bei denen phonologische Kontraste zwischen dem rheinfränkischen Substandard und der Standardvarietät vorliegen (z. B. Koronalisierung von standardsprachlich /ç/ oder standardabweichende Sonorisierung und Desonorisierung von standardsprachlich /s/ vs. /z/; vgl. Lameli 2004, S. 156f. u. 162) die Reduktion der standardabweichenden Varianten am geringsten ausfällt. Für die dritte Sprechergruppe lässt sich auf diesem Hintergrund konstatieren, dass sie sich bemühen, die neue nationale Oralisierungsnorm zu erreichen, dass ihnen dies aber nur eingeschränkt gelingt. Plakativ und metaphorisch formuliert, kämpfen sich diese Sprecher an der sprachkognitiven Grenze der Vollvarietäten ab.

5. Fazit und Definition

Als Ergebnis der bisherigen Ausführungen soll abschließend versucht werden, zwei Fragen zu beantworten. Die Fragen lauten: 1. Was heißt „gemeinsame Norm“, woran genau richten sich die Makrosynchronisierungen aus? Und 2. welche Rolle spielt Arealität innerhalb des Geltungsbereichs einer Norm?

Zu 1. Für die Gesamtsprache Deutsch gibt es **eine literale Norm**.⁹ Sie ist für den literalen Fundamentalbereich (Orthographie, Morphologie und Syntax) kodifiziert (überstaatliche amtliche Rechtschreibregelung; Grammatiken) und toleriert hier nur in geringem Maß Variabilität. Die Dynamik dieses Fundamentalbereichs wird normalerweise nicht wahrgenommen. Bewusst werdende Änderungen werden – wie nicht zuletzt die Debatten um die letzte Orthographiereform zeigen – strittig ausgetragen. Der Wortschatz hingegen unterliegt einer schnellen und daher von allen bemerkten Veränderung. Er ist nur in engen Grenzen normierbar. Eine begrenzte Zahl nicht gesamtsprachlicher Lexeme (*Matura* vs. *Abitur*; *Fahrerlaubnis* vs. *Führerschein* usw.) wird daher von der Mehrzahl der Sprachteilhaber nicht als Beeinträchtigung der prinzipiellen Einheitlichkeit empfunden.¹⁰

Bezogen auf die eine literale Norm der Standardvarietät des Deutschen gab es immer **mehrere Oralisierungsnormen** mit wechselndem Prestige und unterschiedlichen kommunikativen Geltungsbereichen. Vor dem 19. Jahrhundert hatte die Oralisierungsnorm des Sprachraums, in dem die literale Norm ent-

⁹ Wenn es wie im Letzeburgischen gelingt, eine eigene literale Norm als Bezugspunkt für die Makrosynchronisierungen eines Teils der Sprachgemeinschaft zu etablieren, führt dies längerfristig zur Entwicklung einer eigenen Sprache.

¹⁰ Zur unterschiedlichen Relevanz von Regionalismen in der gesprochenen und geschriebenen Standardsprache vgl. auch Hove 2002, S. 4.

standen ist (Mitteldeutsch, bes. das Ostmitteldeutsche), gesamtsprachlich das höchste Prestige.¹¹ Beginnend mit dem 19. Jahrhundert gelangte die „buchstabennahe“ norddeutsche Oralisierungsnorm zu besonderem Ansehen.¹² Sie war (mit schmalen empirischem Bezug) Grundlage einer ersten „Kodifizierung“, als Theodor Siebs 1898 die „Bühnenaussprache“ normierte.¹³ Es handelte sich um ein Konstrukt („Ideal“), das zum Ziel der Spezialausbildung einer bestimmten Gruppe (Berufssprecher) wurde, was eine spezielle Form der Mesosynchronisierung darstellt. Die Annäherung an dieses Ideal, die trainierten Sprechern im Berufsalltag möglich war („Rundfunksprache“ in der BRD und der DDR), wurde dann zur (breiteren), diesmal echten empirischen Basis einer zweiten Kodifizierung als „gemäßigte Hochsprache“.¹⁴

Für den hier behandelten Zusammenhang ist entscheidend, dass immer nur Teile der Sprecher des Deutschen ihre Makrosynchronisierungen an dieser kodifizierten Norm ausrichteten und ausrichten (heutige Bundesrepublik Deutschland). Im Oberdeutschen hatten sich mehrere eigene, nicht kodifizierte Oralisierungsnormen der Standardvarietät entwickelt, von denen zwei seit inzwischen sieben Jahrzehnten massenmedial präsent sind und für Großgruppen zunehmend zum Ziel der Makrosynchronisierungen wurden: Die österreichische und die Schweizer Oralisierungsnorm.¹⁵ Dass hier tatsächlich Staatsgebiete zur relevanten Größe für die Mündlichkeit der Standardvarietät werden konnten, hängt natürlich damit zusammen, dass über Jahrzehnte der Kommunikationsradius der entscheidenden „Normierungsagenturen“, der (halbstaatlichen) Rundfunk- und Fernsehanstalten, in etwa mit den Staatsgrenzen zusammenfiel.¹⁶

¹¹ Vgl. Josten 1976, S. 22–33. Vgl. auch die Zusammenstellung der wichtigsten Forschungsliteratur in Wiesinger 2000, S. 1933f.

¹² Vgl. Mattheier 2003, S. 237 und Löffler 2000, S. 1967; vgl. auch Ludwig 1998, S. 162. Zu beachten ist jedoch, dass die kodifizierte „norddeutsche“ Aussprache nur eingeschränkt mit den norddeutschen Aussprachekonventionen des 19. Jahrhunderts übereingestimmt haben kann. Wie komplex die Verhältnisse im Einzelnen gewesen sein dürften, hat Mihm (2004) jüngst am Beispiel der Auslautverhärtung gezeigt.

¹³ Vgl. zusammenfassend Besch 2003b.

¹⁴ Zunächst im GwDA kodifiziert, dann im Duden Aussprachewörterbuch und schließlich auch im „Siebs“ berücksichtigt. Vgl. auch König 2000.

¹⁵ Zur Entwicklung der schweizerdeutschen Oralisierungsnorm, der „schweizerhochdeutschen Sprachkonvention“, vom 19. Jahrhundert bis zu den Richtlinien „Deutsch sprechen am Radio“ (1993) vgl. Hove 2002, S. 6–8 und 32–39. Zur Forschungsliteratur einschließlich der verschiedenen Kodifizierungsbemühungen vgl. Hove 2002, S. 14–17. Die aktuellste Zusammenstellung der Forschungsliteratur zur österreichischen Oralisierungsnorm findet sich in Scheuringer 2001, S. 113–115.

¹⁶ Zur prinzipiellen Relevanz der nationalen Grenzen vgl. den Forschungsüberblick in Ammon 1995, S. 35–73. Zum empirischen Zusammenhang zwischen der arealen Distribution phonetischer Merkmale und der Schweizer Staatsgrenze vgl. Hove 2002, S. 11 und 151f.

Zu 2. Welche Rolle Arealität innerhalb der Oralisierungsnormen der Standardvarietät spielt, habe ich an den empirischen Studien für den Geltungsbereich der bundesdeutschen Oralisierungsnorm zu zeigen versucht. Der natürliche Spracherwerb führt unvermeidlich dazu, dass die Sprache jedes Individuums areale Merkmale aufweist, d.h. Merkmale, deren Verbreitungsgebiet kleiner ist als das der Oralisierungsnormen. Es konnte gezeigt werden, dass es Berufssprechern möglich ist, echte areale Merkmale fast perfekt zu vermeiden. Für diese Sprechlage wurde die Bezeichnung *Standard geschulter Sprecher* vorgeschlagen. Der Befund für untrainierte Sprecher stellt sich völlig anders dar: Auch norddeutsche Sprecher realisieren in standardkonformen Situationen ein individuell sehr unterschiedliches Maß an „Restarealität“.

Theoretisch aufschlussreich ist nun, wie Sprecher und Hörer diese „Restarealität“ kommunikativ handhaben. Wenn die Anzahl und Qualität der Regionalismen eine bestimmte „Schwelle“ unterschreiten, so werden vorhandene Regionalismen („Restarealität“) nicht mehr wahrgenommen. Für diese Sprechlage wurde die Bezeichnung *Kolloquialstandard* vorgeschlagen. Wird diese perzeptive Grenze der Standardsprachlichkeit jedoch überschritten, so sprechen wir von *Regionalakzent*. Die Sprecher verfügen über ein intuitives Wissen um diese Schwelle: Es ist schon seit längerem bekannt, dass es bestimmte areale Merkmale gibt, die von naiven Hörern überhaupt nicht bemerkt werden, während andere auch bei sehr niedriger Frequenz als hochaufällige Abweichungen bewertet werden (vgl. Herrgen/Schmidt 1985). In den auf die nationale Oralisierungsnorm gerichteten Makrosynchronisierungen erwerben Sprecher und Hörer ein intuitives Wissen um diese linguistisch nur zum Teil ableitbare Qualität arealer Merkmale. Für natürliches Sprachverhalten in formalen Situationen konnte gezeigt werden, dass genau diese Qualität den langfristigen Wandel steuert. Wir bezeichnen diese Qualität als die **Salienz eines arealen Merkmals**.¹⁷ Theoretisch müssten die Salienzbeurteilungen im gesamten Geltungsbereich einer Oralisierungsnorm identisch sein. Empirisch ließ sich tatsächlich zeigen, dass dies der Fall ist: Ob und wie stark eine Sprachprobe von der standardsprachlichen Oralisierungsnorm abweicht, wird von bayerischen, mitteldeutschen und norddeutschen Hörergruppen weitgehend identisch beurteilt. Ob und in welchem Maß saliente Regionalismen tatsächlich dem Sprachwandel unterliegen, hängt von weiteren linguistischen Eigenschaften ab: Während einzellemmatische regionale Identitätsmarker und Alternanzen, bei denen die standardkonformen Allophone regionalsprachliche Äquivalente an beliebigen Positionen des prosodisch-phonologischen Systems aufweisen, grundsätzlich auf der Basis der individuellen oder gruppenspezifischen Einschätzung situativer Angemessenheit kontrolliert werden können, erweisen sich andere Regionalismen in hohem Maße als remanent. Es sind zum einen diejenigen, die auf Differenzen im Fundamental-

¹⁷ Vgl. Trudgill 1986, S. 11 und die Literaturübersicht in Lenz 2003, S. 26–28.

bereich der sprachlichen Kompetenz beruhen (= Grenze von Vollvarietäten) und daher individuell nur schwer kontrollierbar sind (z. B. Koronalisierung), und zum anderen solche, bei denen regionale und standardsprachliche Lautklassen alternative Produktionsarten aufweisen, die für sprachliche „Normalbegabungen“ nur im Rahmen eines Sprechtrainings veränderbar sind (z. B. Zentralisierung im Sächsischen oder bestimmte /r/-Allophone).

Als Fazit des Ausgeführten wird abschließend vorgeschlagen, die Standardvarietät linguistisch genauso abzugrenzen, wie es dem Varietätenbewusstsein naiver Sprecher/Hörer entspricht, also auf der Basis des Begriffs der Vollvarietät und des Salienzbegriffs:

Standardsprache heißt diejenige Vollvarietät, auf deren Literalisierungsnorm die Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ihre Makrosynchronisierung ausrichten. Die – nationalen – Oralisierungsnormen dieser Vollvarietät sind durch Freiheit von (kommunikativ) salienten Regionalismen gekennzeichnet.

Was für die übrigen Vollvarietäten der deutschen Gesamtsprache gilt, gilt natürlich erst recht für die Standardvarietät. Sie ist in mehrfacher Weise komplex. Sie umfasst (im Deutschen) eine gesamtsprachliche Literalisierungsnorm, drei nationale Oralisierungsnormen, verschiedene Sprechlagen innerhalb der Oralisierungsnormen und eine Fülle sektoraler Varietäten („Fachsprachen“, „Sondersprachen“ etc.).

Abb. 12: Abgrenzung von Standardsprache und Regionalsprache

Die nationalen Oralisierungsnormen bilden heute die vertikale Grenze zu den verschiedenen Regionalsprachen des Deutschen, deren standardnächste Sprechlagen die jeweiligen Regionalakzente darstellen. In ihnen leben die ehemaligen Oralisierungsnormen der Standardvarietät fort. Sie werden heute als regional begrenzt wahrgenommen und unterliegen einem massiven Umwertungsprozess.

Literatur

- Auer, Peter (1997): Führt Dialektabbau zur Stärkung oder Schwächung der Standardvarietät? Zwei phonologische Fallstudien. In: Mattheier, Klaus J./Radtke, Edgar (Hg.), S. 129–161.
- Ammon, Ulrich (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York.
- Berend, Nina: Regionale Gebrauchsstandards – Gibt es sie und wie kann man sie beschreiben? In diesem Band.
- Berthele, Raphael [u. a.] (Hg.) (2003): Die deutsche Schriftsprache und die Regionen. Entstehungsgeschichtliche Fragen in neuer Sicht. Berlin/New York (Studia Linguistica Germanica. 65).
- Besch, Werner [u. a.] (Hg.) (2000): Sprachgeschichte. Ein Handbuch zur Geschichte der deutschen Sprache und ihrer Erforschung. 2. Teilband. 2. vollst. neu bearb. u. erw. Auflage. Berlin/New York (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 2.2).
- Besch, Werner (2003a): Die Regionen und die deutsche Schriftsprache. Konvergenzfördernde und konvergenzverhindernde Faktoren. Versuch einer forschungsgeschichtlichen Zwischenbilanz. In: Berthele, Raphael [u. a.] (Hg.), S. 5–27.
- Besch, Werner (2003b): Aussprache-Standardisierung am grünen Tisch? Der ‚Siebs‘ nach 100 Jahren. In: Androutsopoulos, Jannis K./Ziegler, Evelyn (Hg.): „Standardfragen“. Soziolinguistische Perspektiven auf Sprachgeschichte, Sprachkontakt und Sprachvariation. Frankfurt a. M. [usw.] (VarioLingua. 18), S. 15–26.
- Bürkle, Michael (1995): Zur Aussprache des österreichischen Standarddeutschen. Die unbetonten Silben. Frankfurt a. M. [usw.] (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich. 17).
- Christen, Helen (2001): Die regionalen Besonderheiten der deutschen Standardsprache in der Schweiz. In: Knipf-Komlósi/Berend (Hg.), S. 120–159.
- Duden Aussprachewörterbuch (2002). Wörterbuch der deutschen Standardaussprache. 4. neu bearb. und aktualisierte Auflage. Bearb. v. Max Mangold in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. Mannheim (Duden. 6).
- GWdA (1982) = Krech, Eva-Maria [u. a.] (Hg.): Großes Wörterbuch der deutschen Aussprache. Leipzig.
- Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen Erich (1985): Systemkontrast und Hörerurteil. Zwei Dialektalitätsbegriffe und die ihnen entsprechenden Meßverfahren. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 52, S. 20–42.
- Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen Erich (1989): Dialektalitätsareale und Dialektabbau. In: Putschke, Wolfgang [u. a.] (Hg.): Dialektgeographie und Dialektologie. Günter Bellmann zum 60. Geburtstag von seinen Schülern und Freunden. Marburg (Deutsche Dialektgeographie. 90), S. 304–346.
- Herrgen, Joachim/Schmidt, Jürgen Erich [in Vorbereitung]: Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin (Grundlagen der Germanistik).
- Hove, Ingrid (2002): Die Aussprache der Standardsprache in der deutschen Schweiz. Tübingen (Phonai. 47).
- Josten, Dirk (1976): Sprachvorbild und Sprachnorm im Urteil des 16. und 17. Jahrhunderts. Sprachlandschaftliche Prioritäten, Sprachautoritäten, sprachimmanente Argumentation. Bern/Frankfurt a. M.
- Knipf-Komlósi, Elisabeth/Berend, Nina (Hg.) (2001): Regionale Standards. Sprachvariationen in den deutschsprachigen Ländern. Budapest/Pécs (Studia Linguistica).

- König, Werner (1989): Atlas der Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland. Bd. 1: Text, Bd. 2: Tabellen und Karten. Ismaning.
- König, Werner (2000): Wenn sich Theorien ihre Wirklichkeit selbst schaffen: Zu einigen Normen deutscher Aussprachewörterbücher. In: Buhofer Häcki, Anneli (Hg.): Vom Umgang mit sprachlicher Variation. Soziolinguistik, Dialektologie, Methoden und Wissenschaftsgeschichte. Festschrift für Heinrich Löffler zum 60. Geburtstag. Unter Mitarb. von Lorenz Hofer [u. a.]. Tübingen/Basel (Basler Studien zur deutschen Sprache und Literatur. 80), S. 87–98.
- Lameli, Alfred (2004): Standard und Substandard. Regionalismen im diachronen Längsschnitt. Stuttgart (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte).
- Lenz, Alexandra N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). Stuttgart (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 125).
- Löffler, Heinrich (2000): Gesprochenes und Geschriebenes Deutsch bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner [u. a.] (Hg.), S. 1967–1980.
- Ludwig, Otto (1998): Alphabetisierung und Volksschulunterricht im 19. Jahrhundert. Der Beitrag der Schreib- und Stilübungen. In: Cherubim, Dieter [u. a.] (Hg.): Sprache und bürgerliche Nation. Beiträge zur deutschen und europäischen Sprachgeschichte des 19. Jahrhunderts. Berlin/New York.
- Mattheier, Klaus J. (2000): Die Durchsetzung der deutschen Hochsprache im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert: sprachgeographisch, sprachsoziologisch. In: Besch, Werner [u. a.] (Hg.), S. 1951–1967.
- Mattheier, Klaus J. (2003): German. In: Deumert, Ana/Vandenbussche, Wim (Hg.): Germanic Standardizations. Past to Present. Amsterdam/Philadelphia (Impact: Studies in language and society. 18), S. 211–244.
- Mattheier, Klaus J./Radtke, Edgar (Hg.) (1997): Standardisierung und Destandardisierung europäischer Nationalsprachen. Frankfurt am Main [usw.] (VarioLingua. 1).
- Mihm, Arend (2003): Schreibsprachliche und akrolektale Ausgleichsprozesse bei der frühneuzeitlichen Standardisierung. In: Berthele, Raphael [u. a.] (Hg.), S. 79–110.
- Mihm, Arend (2004): Zur Geschichte der Auslautverhärtung. Erscheint in: Sprachwissenschaft 29.
- Ottersbach, Lene (2002): Verdichtungsbereiche im Wittlicher Substandard. Zum Zusammenhang von Variablenanalyse und Dialektalitätsmessung. [Magisterarbeit Marburg].
- Purschke, Christoph (2003): Hörerurteil-Dialektalität. Versuch einer methodischen Validierung des Tests zur Hörerurteil-Dialektalität im Hinblick auf die empirische Untersuchung regionaler Bewertungsdifferenzen im Hörerurteil. [Magisterarbeit Marburg].
- Richey, Michael (1754): Idioticon Hamburgense oder Wörter=Buch zur Erklärung der eigenen, in und um Hamburg gebräuchlichen, Nieder=Sächsischen Mund=Art. Jetzo vielfältig vermehret, und mit Anmerkungen und Zusätzen Zweener berühmten Männer, nebst einem Vierfachen Anhang. Hamburg.
- Scheuringer, Hermann (2001): Die deutsche Sprache in Österreich. In: Knipf-Komlósi/Berend (Hg.), S. 95–119.
- Schmidt, Jürgen Erich (i. E.): Sprachdynamik. Erscheint in: Eggers, Eckhard/Schmidt, Jürgen Erich/Stellmacher, Dieter (Hg.): Moderne Dialekte, neue Dialektologie. Akten des 1. Kongresses der Internationalen Gesellschaft für Dialektologie des Deutschen (IGDD) in Marburg vom 5.–8. März 2003. Stuttgart (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte).
- Schmidt, Jürgen Erich (i. E.): Versuch zum Varietätenbegriff. Erscheint in: Lenz, Alexandra N./Mattheier, Klaus J. (Hg.): Varietätentheorie. Frankfurt a. M. [usw.] (VarioLingua).

- Siebs Deutsche Aussprache (1969). Reine und gemäßigte Hochlautung mit Aussprachewörterbuch. 19. Umgearb. Auflage. Hg. von Helmut de Boor [u.a.]. Berlin.
- Socin, Adolf (1888): Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit. Heilbronn (Nachdruck: Hildesheim/New York 1970).
- Spiekermann, Helmut: Regionale Standardisierung, nationale Destandardisierung. In diesem Band.
- Stalder, Franz Joseph (1819): Die Landessprachen der Schweiz oder Schweizerische Dialektologie, mit kritischen Sprachbemerkungen beleuchtet. Aarau.
- Takahashi, Hideaki (1996): Die richtige Aussprache des Deutschen in Deutschland, Österreich und der Schweiz nach Maßgabe der kodifizierten Normen. Frankfurt a. M. [usw.] (Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft. 27).
- Trudgill, Peter (1986): Dialects in Contact. Oxford (Language in Society. 10).
- Weinrich, Johann Michael (1720): Kirchen- und Schulen-Staat des Fürstenthums Henneberg alter und mitlerer Zeiten. Leipzig.
- Werner, Elvira (1999): Mundart im Erzgebirge. Marienberg.
- Wiesinger, Peter (Hg.) (1988): Das österreichische Deutsch. Wien [usw.] (Schriften zur deutschen Sprache in Österreich. 12).
- Wiesinger, Peter (2000): Die Diagliederung des Neuhochdeutschen bis zur Mitte des 20. Jahrhunderts. In: Besch, Werner [u.a.] (Hg.), S. 1932–1951.